Susanne Julie Ohr-Bindschedler (geb. 1881)

Ohr, Kurt: Das Tagebuch der Julie Bindschedler (ohne Jahrangabe)

Martin Bindschedler, Zürich

In elektronische Form übertragen und mit einer Biographie ergänzt durch Martin Bindschedler, Zürich 2010

Vorwort

Kurt Ohr ist der Sohn der Julie Ohr-Bindschedler. Er verfasste dieses Werk wohl lange Zeit nach dem Tode seiner Mutter, da es eher oberflächlich erscheint und es wohl kein Gespräch zwischen Mutter und Sohn darüber gab.

Das kleine Werk ist wenig strukturiert und die Trennung zwischen Tagebuch, biographischen Angaben und Anmerkungen von Kurt Ohr ist fliessend. Es wurde wohl als Privatdruck herausgegeben, ist undatiert und umfasst das Titelblatt, ein Porträt der Julie Bindschedler, welches von einem Gemälde stammte, sowie 27 nicht nummerierte A5-Seiten. Eine Kopie dieses Werkes dürfte in den 80er-Jahren des 20. Jahrhunderts in den Besitz meines Vaters gekommen sein. Beim Übertragen in elektronische Form wurden die Zeileneinteilungen beibehalten, die Seiteneinteilungen jedoch nicht. Der besseren Lesbarkeit halber wurde das hier aufgeschaltete Dokument ohne diese Angaben erstellt.

Wenig ist über Julie Ohr-Bindschedler bekannt; dies stellten auch die Bearbeiter des Nachlasses des Wilhelm und der Julie Ohr-Bindschedler fest. [1]

Eine gute Gelegenheit, jetzt mehr über diese interessante Persönlichkeit zu erfahren und sie dem Vergessen zu entreissen.

Zürich im April 2011

Martin Bindschedler

Martin Bindschedler, Zürich

[1] www.bundesarchiv.de; Nachlass des Ehepaares Wilhelm und Julie Ohr. BArch N 2219.

Kurzbiographie der Julie Bindschedler

Susanne Julie Bindschedler, genannt Julie, wurde am 4. April 1881 in Uster ZH geboren,[2] als Tochter des Friedrich August Bindschedler, Kaufmann und der Julie Lejeune. [3] [4] Friedrich August Bindschedler, genannt August, hatte 1874 die Prokura in der Andreas Bindschedler Florettseidenspinnerei in Uster, [5] der Firma des Vaters inne. 1904 wird August als gewesener Kaufmann erwähnt.[6] Die Eltern waren erst in Uster ZH[7], sicher 1904 am Alpenquai 22 in Zürich Enge wohnhaft. Die Hausnummer dürfte auf das weisse oder rote Schloss am heutigen General-Guisan-Quai hindeuten.

Julie wuchs zusammen mit ihren beiden Schwestern - der sieben Jahre älteren Agathe und der drei Jahre jüngeren Alice - in einem grossbürgerlichen Haushalt auf. Über ihre Kindheit ist nur wenig bekannt. Als Kind Lulu gerufen, dürfte sie in Uster ZH aufgewachsen und zur Schule gegangen sein.

Der Vater war streng, die Mutter zurückhaltend, den moralischen und religiösen Grundsätzen der französisch-reformierten Kirche verpflichtet. Für Mädchen aus diesen grossbürgerlichen Kreisen war es damals nicht schicklich, einen Beruf zu ergreifen. Die ältere Schwester Agathe studierte zwar Sprachen, durfte jedoch nicht ins Ausland gehen. Sie unterstützte jedoch später Julie in ihrem Bestreben, Medizin zu studieren.[8] Gut vorstellbar, welche Auseinandersetzungen mit den Eltern auszustehen waren.

«Lulu», wie sie auch von ihren Klassenkameradinnen gerufen wurde, besuchte die Höhere Töchterschule am Grossmünster in Zürich. Sie bestand im Jahre 1900 die Abschlussprüfung, welche sie berechtigt hätte, Lehrerin zu werden. Julie war eine energische junge Dame und ihre Klassenkameradinnen empfanden sie als «unabhängig, stets munter», «eine ohne Furcht», die ihre Meinung klar und deutlich äusserte. Oft stand sie von der Schulbank auf und rief: «I bin ganz dergäge!»[9]

Offenbar setzte Julie auch gegenüber den Eltern ihren Willen durch, denn sie wollte unbedingt Medizin studieren. Damals wohl eine kleine Sensation, waren doch Frauen an der Universität eher eine Seltenheit und wurden nicht mit offenen Armen empfangen, doch legte man ihnen auch nicht unüberwindliche Hindernisse in den Weg. In Deutschland hingegen war es Frauen praktisch verunmöglicht, zu studieren. Julie musste somit zuerst die Maturitätsprüfung für Ärzte, Zahnärzte und Apotheker bestehen. Insbesondere musste sie das ganze Latein nachholen. Schliesslich bestand sie im März 1901 nach viertägiger externer Prüfung vor der Maturitätskommission in Basel die Matura mit den besten Noten in den naturwissenschaftlichen Fächern.[10]

Julie wollte unbedingt im Ausland studieren und die Familie unterstützte sie schliesslich nach Kräften. So begleitete sie der Vater nach Berlin, denn auf einer so weiten Reise durfte eine junge Dame nicht ohne Begleitung sein. Er finanzierte schliesslich den Aufenthalt und das Studium. In Berlin absolvierte sie das Wintersemester 1901/02[11] zuerst an der Königlichen Friedrich Wilhelm Universität in Berlin, allerdings nur als Hospitantin.[12] Sie war somit nur als Gasthörerin geduldet. Das heisst, sie durfte zwar Vorlesungen besuchen, konnte jedoch keine Prüfungen ablegen.

Frauen waren an der Universität nicht willkommen, wie auch im Tagebuch der Julie ausführlich darüber berichtet wurde. Julie war mit anderen Studentinnen zusammen in einer Pension zweier «Fräulein von Busse» untergebracht. Die Töchter aus gutem Hause waren auch in ihrer Freizeitgestaltung vielen

Martin Bindschedler, Zürich

[2] www.bundesarchiv.de; Nachlass des Ehepaares Wilhelm und Julie Ohr. BArch N 2219.
[3] www.matrikel.unizh.ch/pages/1197.html. Matrikel Nr. 13758, 15067, 16734, abgerufen 26.10.2003
[4] Verzeichnis der Bürger der Stadt Zürich. Aus Auftrag des Stadtrates verfasst durch das Zivilstandsamt auf 1. Oktober 1904. Verlag von Schulthess&Co. Zürich 1904. Seite 65
[5] Verzeichnis der im Ragionenbuch enthaltenen Firmen des Kantons Zürich mit Beifügen der solidaren Antheilhaber, Commanditärs und Prokuraträger. J.Herzog. Zürich 1874. Seite 103
[6] Verzeichnis der Bürger der Stadt Zürich. Aus Auftrag des Stadtrates verfasst durch das Zivilstandsamt auf 1. Oktober 1904. Verlag von Schulthess&Co. Zürich 1904. Seite 65
[7] Verzeichnis der Bürger der Stadt Zürich. Aus Auftrag des Stadtrates verfasst durch das Zivilstandsamt auf 1. Oktober 1904. Verlag von Schulthess&Co. Zürich 1904. Seite 65
[8] Ohr Kurt: Das Tagebuch der Julie Bindschedler (o.J.)
[9] Ohr Kurt: Das Tagebuch der Julie Bindschedler (o.J.)
[10] Ohr Kurt: Das Tagebuch der Julie Bindschedler (o.J.)
[11] Ohr Kurt: Das Tagebuch der Julie Bindschedler (o.J.)
[12] www.matrikel.unizh.ch/pages/1197.html. Matrikel Nr. 13758, 15067, 16734, abgerufen 26.10.2003

gesellschaftlichen Zwängen unterworfen. So durften die Studentinnen am Abend nicht alleine ausgehen und es gab noch viel mehr Einschränkungen und Verhaltensmassregeln.[13] Einer aus Zürich stammenden jungen Frau dürfte sich der Aufenthalt in der Metropole Berlin sicherlich einen grossen Eindruck gemacht haben und sie besuchte Theater und Konzerte.

Nach dem Wintersemester kehrte sie nach Zürich zurück und begann im Sommersemester 1902 mit dem Studium der medizinischen Naturwissenschaften an der Universität Zürich. Sie war auch im Wintersemester 1904 und im Wintersemester 1906 dort eingeschrieben.[14] Im Jahre 1904 wird sie als stud.med. in München erwähnt, [15] wo sie auch als Gasthörerin eingeschrieben war.[16] Es folgte ein weiteres Auslandsemester - wohl das Wintersemester 1905/1906 - an der Universität Tübingen, welches ihr angerechnet wurde.[17] Julie legte Prüfungen in Zürich am 13. April 1904, am 4. Oktober 1905 und am 2. Juli 1907 ab.[18]

Kurze Zeit nach ihrem Tübinger Aufenthalt lernte sie Louis Wilhelm Ohr, den Bruder ihres Schwagers Hermann, kennen, der mit Julies Schwester Agathe in Tübingen verheiratet war.[19] Nur kurz nach dem Tode ihres Vaters und der erfolgreichen Beendigung ihres Studiums im gleichen Jahr, heiratete sie am 7. September 1907 Dr. phil. Louis Wilhelm Ohr von Tübingen DEU[20]. Aus deren Ehe entsprangen drei Söhne, unter anderem Kurt Ohr, der das Tagebuch der Julie Bindschedler aufarbeitete und herausgab.

Wilhelm Ohr wurde im Mai 1907 Leiter des **Nationalvereins für das liberale Deutschland** mit Sitz in München. Dieser Verein hatte sich die Aufgabe gestellt, durch Schriften, Vorträge und Kurs, an denen freiberuflich Tätige, Angestellte und Arbeiter teilnahmen, liberales Gedankengut zu verbreiten, um die zahlreichen liberalen Parteien, Gruppierungen und Vereine im Reich zu unterstützen und zu einer grossen liberalen Bewegung zusammenzuschliessen. Die Organisation sah sich als Erbe des Nationalvereins von 1859, welcher die nationale Einheit Deutschlands und den Ausbau der Freiheit im Innern anstrebte.[21]

Das Glück währte nicht lange. Wilhelm Ohr fiel 1916 im ersten Weltkrieg[22] und im darauffolgenden Jahr veröffentlichte Julie einen Nachruf auf ihren verstorbenen Mann mit dem Titel «Aus den letzten Lebenswochen von Wilhelm Ohr».

Julie Bindschedler war schon sehr früh in der bürgerlichen Frauenbewegung tätig und wurde 1919 Vorsitzende der Deutschen Demokratischen Partei in Frankfurt am Main. Im Hausstandsbuch ist die Adresse Unterweg 18, Frankfurt a. Main, angegeben und das Religionsbekenntnis wurde mit «freireligiös» vermerkt. Den Nationalsozialisten war Julie offenbar ein Dorn im Auge, wurde sie doch am 11. November 1933 mit einer Reisepasssperre belegt. Sie lebte sicher von 1919 bis 1943 in Frankfurt am Main DEU. Über ihr weiteres Schicksal ist bisher nichts bekannt.[23]

Der Nachlass des Ehepaars Wilhelm und Julie Ohr-Bindschedler, welcher nur fragmentarisch den Zeitraum von 1895 bis 1928 umfasst, gelangte wohl Ende des Zweiten Weltkrieges in die Sowjetunion, wo sich auch heute noch neun Bände (Signatur: Fond 1284) im «Zentrum für die Aufbewahrung historisch-dokumentarischer Sammlungen» in Moskau befinden. Später gelangte wohl ein Teil des Nachlasses ans Institut für Marxismus-Leninismus des Zentralkomitees der SED in Berlin, welcher im April 1961 dem Deutschen Zentralarchiv in Potsdam übergeben wurde (Signatur 90 Oh 1). Schliesslich fand der Nachlass des Ehepaars eine vorläufig endgültige Bleibe im Bundesarchiv (Signatur BArch N 2219). Ausser einem Findbuch, welches 1998 erstellt wurde, und der Integration und Bearbeitung der Erschliessungsinformationen in der Datenbank und einem Online Findbuch, welches 2005 erfolgte, fand keine Bearbeitung statt.[24]

Martin Bindschedler, Zürich

[13] Ohr Kurt: Das Tagebuch der Julie Bindschedler (o.J.)
[14] www.matrikel.unizh.ch/pages/1197.html. Matrikel Nr. 13758, 15067, 16734, abgerufen 26.10.2003
[15] Verzeichnis der Bürger der Stadt Zürich. Aus Auftrag des Stadtrates verfasst durch das Zivilstandsamt auf 1. Oktober 1904. Verlag von Schulthess&Co. Zürich 1904. Seite 65
[16] www.matrikel.unizh.ch/pages/1197.html. Matrikel Nr. 13758, 15067, 16734, abgerufen 26.10.2003
[17] Ohr Kurt: Das Tagebuch der Julie Bindschedler (o.J.)
[18] www.matrikel.unizh.ch/pages/1197.html. Matrikel Nr. 13758, 15067, 16734, abgerufen 26.10.2003
[19] Ohr Kurt: Das Tagebuch der Julie Bindschedler (o.J.)
[20] www.matrikel.unizh.ch/pages/1197.html. Matrikel Nr. 13758, 15067, 16734, abgerufen 26.10.2003
[21] Ohr Kurt: Das Tagebuch der Julie Bindschedler (o.J.)
[22] Ohr Kurt: Das Tagebuch der Julie Bindschedler (o.J.)
[23] www.bundesarchiv.de; Nachlass des Ehepaares Wilhelm und Julie Ohr. BArch N 2219.
[24] www.bundesarchiv.de; Nachlass des Ehepaares Wilhelm und Julie Ohr. BArch N 2219.

Publikationen, Werke:

- Ohr, Julie: Die Studentin der Gegenwart. Buchhandlung Nationalverein München 1909. Broschure 42 Seiten
- Ohr, Julie: Wie verschaffen wir unseren Dienstboten einen vergnügten Sonntagnachmittag? In: Ethische Kultur, Halbmonatsblatt für ethisch-soziale Reformen. Herausgegeben von Rudolph Penzig. 20. Jahrgang (1912). Heft 22. Verlag für ethische Kultur Richard Bieber. Berlin 1912. Seite 173-174
- Ohr Julie: Aus den letzten Lebenswochen von Wilhelm Ohr. 1917. 35 Seiten

Martin Bindschedler, Zürich

Das Tagebuch der Julie Bindschedler

von Kurt Ohr

(Porträt der Julie Bindschedler, wohl nach einem Gemälde)

Dies ist das Tagebuch meiner Mutter. Es hat einen dunkelgrünen Ledereinband mit goldener Umrahmung und der Aufschrift: «Liebe Erinnerungen». Ihrer kapriziösen, herben, fast jungenhaften Art lag es eigentlich fern, ein Tagebuch zu schreiben, obwohl sie gern lange und interessante Briefe schrieb. Aber zu allem, was sie auch immer tat, brauchte sie einen Partner, menschliche Umwelt.

Ihr Tagebuch umfasste nur 15 Tage ihres Lebens. Obwohl sie mitten in Tübingen, einer der schönsten Kleinstädte des damaligen Deutschlands, bei Schwester und Schwager wohnte, musste sie sich während dieser zwei Wochen in tiefster seelischer Einsamkeit befunden haben. Hatte sie sich selbst in diese Situation gebracht, über die sie mit niemandem sprechen wollte, nicht schlafen konnte und zum Tagebuch Zuflucht nahm?

Lulu, wie sie bereits als Kind gerufen wurde, spielte schon bei ihren Klassenkameradinnen in der Höheren Töchterschule am Grossmünster in Zürich eine besondere Rolle: unabhängig, stets munter und «eine ohne Furcht» war sie in deren Augen. Oft stand sie von der Schulbank auf und rief: «I bin ganz dergäge!» Das Mundartliche gab ihr mehr Freiheit und nahm die Schärfe.

Im Jahre 1900 bestand sie die Abschlussprüfung, die sie berechtigte, Lehrerin zu werden. Aber für ein junges Mädchen aus ihren Kreisen war es damals nicht schicklich, einen Beruf zu ergreifen. Ihre um sieben Jahre ältere Schwester Agathe hatte Sprachen studiert, aber keine Auslandsreise unternehmen dürfen, um ihre Kenntnisse zu erproben und zu festigen. Ihr Kampf mit dem strengen Vater und der zurückhaltenden, den moralischen und religiösen Grundsätzen der französisch-reformierten Kirche gefestigten Mutter war vergebens gewesen.

Nun half sie selbstlos und erfahren der jüngeren Schwester. Lulu wollte Medizin studieren. Dazu musste sie die Maturitätsprüfung für Ärzte, Zahnärzte und Apotheker bestehen, was bedeutete, noch einmal lernen, alles nachholen, was die Jungens ihr voraushatten, vor allem das ganze Latein. Sie bestand im März 1901 nach viertägiger externer Prüfung vor einer Maturitätskommission in Basel mit den besten Noten in den naturwissenschaftlichen Fächern.

Das erste Semester belegte sie in Zürich, wo sie viele ausländische Studentinnen kennen lernte, die nicht nur sehr strebsam und wegen ihrer Lebenslage tatkräftig, sondern auch intelligent gewesen sind und hohe ethische Forderungen an sich stellten. Viele, vor allem aus dem zaristischen Russland stammende Kommilitoninnen wollten vorwiegend aus sozialen Motiven als Ärztinnen in ihre Heimat zurückkehren, um dem unterdrückten, einfachen Volk auf dem flachen Land in Krankheit, aber auch in wirtschaftlicher Not und Unkenntnis beiseite zu stehen.

Lulu drängte es nun selbst in die weite Welt. Sie wollte ihren Gesichtskreis erweitern, es störten sie die gesellschaftlichen Konventionen und die festgefügten puritanischen Ansichten ihrer Umgebung. Deutschland lag da nicht nur geographisch am nächsten. Ihre Mutter stammte aus einer in Frankfurt am Main ansässigen Hugenottenfamilie mit weitverzweigter Verwandtschaft in vielen Ländern der westlichen Welt. Während in der Schweiz Frauen studieren durften - man begünstigte es nicht gerade, man erschwerte es aber auch nicht -, war das Frauenstudium im sonst aufstrebenden Deutschland praktisch unmöglich.

Es war ihr bekannt, dass Ricarda Huch bereits im Jahre 1887, 23-jährig, in Begleitung ihres Bruders aus Braunschweig nach Zürich gekommen war, um ein Jahr später in allen Fächern mit der besten Note die Reifeprüfung und nach drei weiteren Jahren das Doktorexamen in Geschichte mit «cum laude» zu bestehen. Sie war noch sechs Jahre in Zürich als Lehrerin und Bibliotheksangestellte geblieben. Sie liebte die Berge

Martin Bindschedler, Zürich

über alles, den See und das Schweizer Volk, das ihr sicherer im Auftreten erschien, ausgeglichener und kultivierter, als sie es in ihrer deutschen Heimat gewohnt war. Sie liebte die unterschiedliche Mundart, die volkstümlich traditionellen und geistlichen Feierlichkeiten und den menschlichen familiären Ton überall. Es gab kaum Standesunterschiede, da alle Schichten, gleichermassen aristokratisch, wie sie es nannte, der Heimat verpflichtet schienen, ohne Pathos und Wichtigtuerei. Darüber hinaus glaubte sie in der Schweiz das eigentlich wahre und unentstellte Deutschland zu erkennen, das die universalen und föderalistischen Ideen aus dem Mittelalter weiterentwickelt hatte. Als Republikanerin hatte sie sich nie für die Reichsgründung 1871, für Bismarck und den alten Kaiser begeistern können. Das neue deutsche Reich war aus der Vielstaaterei gekommen und absolutistisch geblieben. Während die Schweizer in der Gemeinde, im Kanton und im Land mitwirken und gegenwirken konnte, klatschte man im Reich zu den jeweiligen Anordnungen der Regierung Beifall oder stand schweigend, verärgert und verketzert beiseite.

(Ricarda Huch, Frühling in der Schweiz)

In Deutschland waren die Versuche, den Mädchen eine bessere Schulbildung zu gewähren und ihnen eine Chance zum Studium zu ermöglichen, lange Zeit von konservativen Kräften erschwert worden. 1887 nahm Helen Lange vom Lehrerinnenseminar Berlin, die spätere Führerin der deutschen Frauenbewegung, den öffentlichen Kampf auf gegen die damals anerkannten Mädchenschulpädagogen mit einer dem Kultusministerium vorgelegten Schrift: «Die höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung», für die sie als Bildungsziel ganz schlicht und einfach die geistige Selbständigkeit der Frau fordert. In Schulkreisen brach ein Sturm los, den der Verwaltungschef im preussischen Kultusministerium mit einem Vortrag unter dem Motto eröffnete: «Wo ist Dein Weib Sarah?» und der biblischen Antwort: «In der Hütte, Herr».

Unter der regen Teilnahme der damaligen Kronprinzessin Victoria, der späteren Kaiserin Friedrich, die ihrerseits, vom Kaiserlichen Hof des Öfteren intrigiert und missverstanden, ein schweres Frauenschicksal zu erleiden hatte, entwarfen Hedwig Heyl, Helene Lange und Henriette Schrader Grundlinien zu einer Musteranstalt für allseitige Frauenbildung, nach welcher Helene Lange 1889 als erste über den bisherigen Rahmen der höheren Mädchenbildung hinausführende «Realkurse für Frauen» errichtete. Neben sieben Wochenstunden Deutsch, Französisch und Englisch setzte sie acht Wochenstunden Mathematik und Naturwissenschaften und vier Wochenstunden Nationalökonomie in den Vordergrund. Vier Wochenstunden Latein sollten den Anschluss zur Hochschulbildung ermöglichen. 1891 wurde zum ersten Mal im Reichstag Berlin die Frage des Frauenstudiums diskutiert - ohne Erfolg! 1893 wurden in Preussen die Realkurse in Vorbereitungskurse für das Abitur umgestaltet. Drei Jahre später bestand der erste Mädchenjahrgang die Reifeprüfung mit zum Teil besseren Ergebnissen als die der männlichen Abiturienten.

Es ist heute schwer vorstellbar, dass der Beweis, dass Mädchen überhaupt fähig sind, eine Reifeprüfung zu bestehen, der ungläubigen deutschen Öffentlichkeit, selbst der liberalen Presse, erst geliefert werden musste. 1898/99 beschloss der Reichstag, dann der Reichsrat, die Zulassung der Frauen zum medizinischen Staatsexamen, da dies Reichssache war. Die Zulassung, ein Studium zu beginnen, die Immatrikulation, war Ländersache. Sie erfolgte 1901 in Baden, 1903 in Bayern, 1904 in Württemberg, 1906 in Preussen. Aber immer noch konnte ein Professor den Zutritt einer Studentin in seinen Hörsaal und seine Institute verwehren!

Lulu musste zweimal Anlauf nehmen, über diese Hürden hinwegzukommen. Im Wintersemester 1901/02 versuchte sie es in Berlin - nur mit halbem Erfolg. Ihr Vater begleitete sie. Eine so weite Reise allein anzutreten, war für ein Mädchen von 20 Jahren damals noch nicht üblich. Die Fürsorglichkeit und Umhegtheit der ganzen Familie zeigte ein Brief ihrer Mutter nach Berlin:

Zürich, den 20. Okt. 1901

Mein liebes Luxi!
Du sollst nun heute den versprochenen Brief erhalten, obwohl ich nicht viel Neues weiss, da Dir Agathe vor wenigen Tagen geschrieben hat. Du wirst begreifen, wie sehnsüchtig wir Papas Ankunft erwarteten und wie wir uns freuten, mündliche Berichte über Eure Reise zu vernehmen. Noch danke ich Dir für Deinen lieben, ausführlichen Brief, in welchem mich alles interessierte. Wie ich durch den lieben Papa erfuhr, scheinst Du am rechten Ort zu sein und hoffen wir, Du werdest Dich nach und nach gut eingewöhnen. Mit dem Zimmer bist Du also zufrieden, d.h. wenn Du dasselbe behältst; wie ich Papa verstanden habe, hast Du dasselbe zu theilen, wenn Du aber ein eigenes Zimmer vorziehst, welches Dir mehr Ruhe und Platz bietet, so kannst Du

Martin Bindschedler, Zürich

nur auswählen. Wir wünschen, dass Du ungestört arbeiten kannst und mit Ernst und Fleiss Deinen Studien obliegst, so dass Du immer Zeit findest etwas von Berlin zu sehen und auch Konzert oder Theater zu besuchen. Du kannst Dir denken, wie sehr Du uns fehlst und wie sehr wir uns auf jeden Brief freuen, der von Berlin kommt. Schreibe womöglich alle 14 Tage, damit Du auch am Sonntag etwas frei hast.

Mit Frau von Busse scheinst Du also weniger in Berührung zu kommen, umso artiger wirst Du ihr begegnen. Einen Handkuss brauchst Du nicht zu machen, Verbeugung und die Hand geben genügen. Wie alt sind denn die beiden Frl. Von Busse und wer ist denn das dritte Fräulein? Ist sie auch mit am Tisch? Wie viele Pensionärinnen seid Ihr denn? Wie schmeckt das Essen und hast Du etwas zwischen den Hauptmahlzeiten? Papa rühmte sehr die Reinlichkeit in den Strassen Berlins, ist diese auch im Hause? Bekommst Du Deine Kleider ausgeputzt? Nicht wahr, Du bist so gut und beantwortest mir alle Fragen.

Das Paket und Muster ohne Wert wirst Du erhalten haben, das schwarze Band ist für eine Schleife an Deinem Regenschirm bestimmt. Wie hat das Stück Kuchen geschmeckt, das Dir Agathe in den Mantel steckte, ich fürchte er war recht trocken, es sollte nur ein Spass sein. Wenn Du Deinen Koffer im Zimmer unterbringen kannst, so lege die seidenen Blousen hinein oder auch die Taillen, die Kleiderröcke hängen besser im Schrank, damit sie im Koffer nicht verrumpft werden. Es freut mich sehr, dass Du in Frankfurt so freundlich aufgenommen wurdest, auch mit Edi Lejeune hast Du einen vergnügten Tag verlebt. Der Abschied von Papa wird Dir natürlich leid gethan haben, aber Du bist ja gut aufgehoben.

Dein Brief an Papa behandelte mehr Geschäftliches, resp. das Finanzielle, was ja auch sein muss. Vorderhand genügten hoffentlich die 150 Mark, Papa wird Dir dann Anfang November mehr schicken. Sei nicht ängstlich, wenn Du Geld brauchst, schreib alle Deine Ausgaben und schicke sie Papa monatlich ein. Wir wissen ja, dass jedes Studium Geld kostet und besonders der Anfang, wenn die Kollegiengelder bezahlt und die Bücher angeschafft werden müssen. Vergiss auch nicht gleich den Empfang des Geldes per Karte anzuzeigen. Du wirst nun schon Bekanntschaft mit den Professoren gemacht haben, hoffentlich sind sie nicht so schnurrig wie der Herr Universitätsinspektor. Wir bekamen einen schönen Schrecken, als Papa zuerst schrieb, Du werdest vielleicht nicht an der Universität angenommen. Dieser Schmerz ist glücklich vorübergezogen. Warst Du wohl heute in der Kirche, ist wohl Hausandacht, wenn nicht, so vergiss Deine Bibel und Dein tägliches Gebet nicht. Es genügt nicht, dass ich für Dich bete, mache es Dir zum täglichen Bedürfnis und Du wirst nur Segen davon haben. In der Fremde hat man einen doppelten Halt nöthig, die fremden Menschen nehmen nicht dasselbe Interesse an uns wie wir es zu Hause gewöhnt sind, aber Dein Heiland liebt Dich und Ihm sollst Du und kannst Du alles anvertrauen. Schütte Ihm nur täglich Dein Herz aus.

Von uns kann ich nur gute Berichte schreiben. Papa ist glücklich heimgekommen, nachdem er noch einen Tag in Frankfurt recht vergnügt zubrachte. Wir haben noch immer warmes sonniges Wetter und möchte man immer draussen sein. Morgen beginnen die Schulen wieder, worauf sich viele Eltern freuen, damit es im Hause mehr Ruhe gibt. Für Alice[25] hätten mich noch einige Ferientage gefreut, da sie gerade unwohl ist. Wie steht es damit bei Dir? Die Einrichtung des Badezimmers in Verbindung mit dem Cabinet ist ja wirklich verlegentlich, ist denn nicht im anderen Hause noch ein gewisser Ort. Die Wohnung hat ja zwei Eingänge, folglich sind es zwei Wohnungen und auch zwei Closets. Es wird wie bei Falkeisen's sein. Nun muss ich schliessen, liebe Lulu, damit der Brief heute fortkommt.

Sage den Damen Papas und meine Empfehlungen und halte Dich brav, liebes Kind. Prüfe Deinen Umgang ehe Du Dich mit ihm befreundest.
Empfange die herzlichsten Grüsse und Küsse von uns allen, ganz besonders von
Deiner treuen Mama

Natürlich besuchte Lulu Theater und Konzerte. Dazu war ja schon damals in Berlin beste Gelegenheit. Sie fühlte sich auch sehr wohl unter der Obhut der beiden Damen von Busse, über deren Massnahmen sie oft schelmisch belustigt war, über die Art und Weise, wie man die zwölf Pensionärinnen abends und über Sonntag zu unterhalten bemüht war. Im Sinne von Direktiven verschiedener Eltern gab es bestimmte Verhaltensmassregeln; zum Beispiel durften sie abends nur zu mehreren ausgehen.

Martin Bindschedler, Zürich

[25] Lulus jüngere Schwester

Aber von den Schwierigkeiten, die man ihr auf der Universität in den Weg legte, begriff sie viele nicht sogleich oder missverstand sie in ängstlichem Bemühen, keine Fehler zu machen, als Dame nicht aufzufallen.
Nach Ablauf des Semesters kehrte sie wieder nach Zürich zurück, tat, was vielen deutschen Mädchen empfohlen wurde, nach dem Abitur in Zürich zu studieren, und wurde noch beneidet, weil sie dies in ihrer Heimatstadt bequemer hatte. Die Frage war nur die, ob man dann später als eine „in Zürich approbierte Ärztin“ in Deutschland keine Schwierigkeiten mit der Behörde hatte, eine Praxis zu eröffnen. So wurde die erste Ärztin Berlins, Fräulein Dr. med. Franziska Tiburtius, vor Gericht geladen wegen unbefugter Führung des medizinischen Doktortitels. Der Staatsanwalt beantragte drei Mark Konventionalstrafe, „weil doch jemand irrtümlich vermuten könnte, dass das Fräulein Angeklagte eine in Deutschland approbierte Ärtin sei“. Sie änderte daraufhin das Schild an ihrer Tür um in: „Dr. med. der Stadt Zürich Franziska Tiburtius“, worauf ihr die Patienten herzlich gratulierten. „Aber warum denn?“ „Na, doch wejen die neue Würde Frollein Dokta!“

Man lachte damals schon bei dem Wort „Ärztin“, und das nicht nur in den Witzblättern. Ein Virchow- Arzt, Forscher und liberaler Parteiführer – trat unter Protest aus dem Vorstand des von der Kronprinzessin Victoria geförderten Mädchenlyzeums aus, weil man Dr. Tiburtius gebeten hatte, einen Kursus für Gesundheitslehre zu übernehmen.

Im Sommersemester 1904 hatten in der Universität Tübingen die ersten drei Mädchen Aufnahme gefunden, darunter eine baltische Baronesse, Margaretha von Wrangell, zu deren Unterstützung ihre Mutter und ihre Tante aus Reval kommend in Tübingen einen Hausstand gründeten. In Stuttgart war 1899 mit vier Schülerinnen ein Mädchengymnasium gegründet worden. Ganz Württemberg blickte auf diese Mädchen. Man kann es sich heute nicht mehr vorstellen, welchen Staub es aufwirbelte, als die ersten drei Abiturientinnen ihren Einzug in der alten Universitätsstadt hielten. Auch von Heidelberg wusste man, dass die Verhältnisse für weibliche Studierende relativ günstig waren. An den meisten anderen Universtitäten vor allem Norddeutschland und in kleineren Universitätsstädten sind sowohl einzelne Professoren als auch Studierende, vorwiegend der studentischen Verbindungen, Gegner des Frauenstudiums gewesen. Oft konnte sich eine Studentin ein persönliches Privileg erkämpfen. Nachdem ihr dies gewährt wurde, versuchten es die hinter ihr Nachdrängenden in allgemein gültiges Recht zu verwandeln.

Nachdem Lulu in Zürich das Physikum bestanden hatte, beschloss sie mit 24 Jahren in Tübingen nochmals einen Versuch eines Auslandssemesters zu wagen, zumal inzwischen ihre Schwester Agathe dort verheiratet war.

Tübingen, 14. Oktober 1905
Ich habe mir vorgenommen ein Tagebuch zu führen; ich will sehen ob ich es kann. Meine Ansicht war zwar immer: man soll alles vergessen, was man vergessen kann; das, was wirklich Wert hat, bleibt von selbst im Gedächtnis und will nicht vergessen werden. Es gibt andere Dinge, die weniger, oft keinen Wert haben und auch im Gedächtnis bleiben, die man gern vergessen möchte, wenn man nur könnte, wenn man nur wollte, aber es braucht viel Übung dazu. Doch davon will ich nicht sprechen, auch nicht von jenen Erinnerungen, die man nicht vergessen will und die immer wieder kommen und in neuerm schönerm Lichte sich offenbaren. So kann ich zum Beispiel die Zeit in München nicht vergessen. Je länger, desto weniger und desto schöner ist sie auch ausgeschmückt und strahl für mich in einem unauslöschlichen Glanze. Ich bin froh aus jener Zeit nichts aufgeschrieben zu haben; es wäre mir nicht so zu schreiben gelungen, wie ich alles gefühlt habe, und jetzt wären mir solche Schreibereien nur lästig. Aber von Tübingen ist es anders; ich glaube, es wird noch später für mich interessant sein, zu wissen, wie ich hier lebte und dachte. „Später“ und „interessant“, was sind das für Dinge. Ist ein Tagebuch für später und zum Interesse da? Unsinn! Lieber will ich Dich, liebes Tagebuch, zu anderem gebrauchen. Lieber sollst Du mir eine Zuflucht sein, um ein volles Herz auszuschütten, dass es nicht an falsche Herzen gelangt, wo es nicht nur der Gleichgültigkeit, sondern sogar Unannehmlichkeiten sich aussetzen könnte. Nicht, dass ich mich über meine Umgebung beklagte; i bewahre, aber man darf nicht alles sagen, was man denkt und ich mal gar nicht; ich sage leicht zu viel. Mein Gott, was habe ich heute abend wieder angerichtet! Ich war heute aufgeregt; das weiss ich sehr gut und finde darum auch keine Ruhe im Bett. Ich muss aufstehen und zu Dir, Tagebuch greifen, sonst kann ich sicher nicht schlafen. Die unschlüssigen Zweifel, die ich gestern hatte als der erste Professor, den ich um Erlaubnis zum Besuch seiner Vorlesung bat, mich mit dem peinlichen, zweifelnde Gefühle erweckenden: „Kommen Sie morgen wieder, ich bin noch unschlüssig“, haben mich nicht so aufgeregt, wie die heutigen Erlebnisse! Was habe ich heute erlebt? Nur dass der betreffende Professor mit mir heute etwas liebenswürdiger war- denn gestern hatte ich ihn in der Poliklinik überfallen , wer tut auch solches? - und mir

Martin Bindschedler, Zürich

sagte: „Sie dürfen bei mir hören, aber praktizieren dürfen Sie nicht“ und dann neugierig mich ausfragte, warum ich hierher komme, ich sollte in Zürich bleiben und ich Schaf ganz verlegen ob der stürmischen Fragen, wie ein Schuljunge dastand. Das ist das Erbteil von Zürich, dass man sich vor den Professoren fürchtet oder besser mit etwas Grauen dasteht. Mein liebes Zürich, Du bist allerdings viel anders als Tübingen. Aber schicke nur alle Deine Kinder ins Ausland, damit sie sehen, wie gut sie es innerhalb Deiner Mauern haben. Eigentümlich kommt mir hier dieses kleine Universitätsnest vor! Ich komme mir manchmal wie ein Kind vor, das man in eine neue Umgebung bringt, oder besser, das man in einen Spielsachenladen führt! Verzeih', hochverehrtes Tübingen, ich finde keinen anderen Vergleich! Möge sich meine Meinung noch ändern in diesem Winter. Ich bin eigentlich sehr neugierig, wie sich alles entpuppt. Tübingen lebt von der Universität, so etwas habe ich noch nie gesehen. In Zürich, Berlin, München treten andere und verschiedenartige Zwecke, für die die Stadt lebt, auf. Hier nur die alma mater. Für mich, die ich „zum lebendigen Inventar“ gehöre, ist es interessant, zu sehen, wie eine Stadt nur um einer Institution willen existiert und ohne diese eine Null ist. Aber ich habe auch Gewissenbsbisse!
Ich sage mir: sollte ich nicht nach höherem streben. Nach einem Ort, wo ich noch höhere Kultur als zu Hause lernen kann. Ich kann nicht ehrlich sein, denn ich sage mir, nützlicher wäre es gewesen, nach Berlin zu gehen. „Warum sind sie eigentlich nach Tübingen gekommen?“ fragte der Professor. Lieber Herr Professor, das weiss ich selbst nicht. Das ehrlichste ist vielleicht, weil ich hier verwandte Menschen treffe, weil ich mir nicht so verloren vorkomme, wie in Berlin und München, weil ich mich nach Menschen sehne. Und doch ist es dies nicht allein; es ist wohl auch instinktiver Wandertrieb dabei. Neues sehen, neues kennen lernen.- Oh jetzt weiss ich noch etwas: Ich habe mir immer gewünscht, eine deutsche Kleinstadt kennen zu lernen.- Ich denke mir, dies als etwas besonders nettes und reizvolles und wie viele Dichter haben es beschrieben, dieses öffentliche und heimliche Leben einer Kleinstadt, wo jeder den anderen kennt und so weiter. Später kann ich es doch nicht., Nur nicht in einer Kleinstadt lebenslänglich wohnen. Lieber noch auf dem Land. Also liebes Gewissen, bist Du nun beruhigt und willst Du mir versprechen, mir diesen Winter die unschuldige Freude an dem kleinstädtischen Kram nicht zu verderben??

Übrigens das schönste Erlebnis von heute habe ich nicht erzählt. Das mehr hinpasst in obige Erklärung. Ich habe wieder einmal „einen Menschen“ kennen gelernt. Ich glaube mich nicht zu täuschen. Jene Ruhe, die über ihn ausgebreitet war, ist sicher nicht nur oberflächlich, sondern entspringt einer tiefsten, innersten Reife und einem edlen, vornehmen Charakter, die keine Unwürdigkeit der Welt beleidigen kann: Nun werde ich wieder wegen meiner Schwärmerei für Döderlein ausgelacht. Ist es wirklich nur Schwärmerei. Ich fühle mich so sehr zu ihm hingezogen, und möchte ihn kennen lernen ganz nah und gründlich. Und möchte von ihm lernen. Oh so viel habe ich noch zu lernen. Meine beste Lehrerin habe ich verloren, durch eigene Schuld, und nur Erinnerung hält mich noch an sie gefesselt; aber wie auch. Immer muss ich fragen, wie würde Tata[26] handeln an meiner Stelle. Dann zieht etwas Versöhnendes in meine Gedanken und ich habe das Gefühl, als sei das Gute in meiner Nähe! Hätte ich wieder eine solche Lehrerin! Verscherzt ist weg.

Ich werde auf Döderlein aufpassen. Ich will sehen und wissen, wie er sit. Ob er das Ideal ist, wie ich mir einbilde. Einbilde im Sinne von „ein Bild machen“. Warum auch habe ich immer ein Sehnen nach diesen innerlich ruhigen, nach diesen reifen und fertigen Menschen; ich, die ich doch nichts bieten kann und bis jetzt nur die edelsten Menschen von mir gestossen habe teils aus Dummheit, teils aus .....
Heute hatte ich, als ich ausgehen wollte, die Herren Professoren zu besuchen, ein dunkelblaues Kleid mit grauer Passementerie und ein paar hellgraue Handschuhe angezogen. Das Kostüm sah eher elegant aus, wenn es auch nicht mehr ganz modern war. Als Hermann[27] die hellgrauen Handschuhe sah, sagte er: „Die darfst Du nicht anziehen; es macht einen schlechten Eindruck, es sieht protzig aus; auch die Frauen Professorinnen gehen nicht mit weissen Handschuhen auf die Strasse“. Nun ich gehorchte Hermann, schon weil ich alles aufbieten musste, um den Professoren einen soliden Eindruck zu machen. Obwohl es zu einem dunklen Winterkleide schlecht passt, sich mit hellgrauen Sommerhandschuhen zu schmücken, die Begründung, warum ich mir versagen muss, zu tun, was ich will, ist eigentümlich: Ich bin in einer Kleinstadt; ich muss mich nach den anderen richten, wenn ich das nur nicht diesen Winter vergesse! Sicher passiert mir einmal was Schlimmes, etwas, worüber die Leute den Kopf schütteln und ich mich unmöglich mache. Nicht so arg, aber immerhin, ich bin eine Frau und der verzeiht man noch weniger. Ich muss mich nach anderen richten, auf andere aufpassen, dazu bin ich in die Welt hinausgezogen ..... gute Nacht!!!

[26] eine russische Kommilitonin, die sie in Zürich kennen gelernt hatte
[27] Ihr Schwager

Martin Bindschedler, Zürich

17. Oktober 1905
Eine ecklige Situation..... Nicht wissen, woran man ist; um eine Sache kämpfen müssen, in der man Rechte besitzt und der Gegner einem von vorne herein die Recht abspricht.- Ich habe Rechte, die sind mir immer klarer geworden, und nun beharre ich auch darauf und kämpfe ruhig gegen Bruns. Ich gehe zum Rektor, der soll mir helfen.- Wie oft habe ich mich schon blamiert, wenn man mich fragte (nämlich die Professoren): Warum werden Sie nicht immatrikuliert. Sie haben ja die verlangte Vorbildung.- Ich weiss nicht, musste ich sagen. Schäme mich, Lulu. Du hättest schon gewusst, hättest Du gründlich geforscht und wärest nicht flüchtig gewesen. So kommts immer. Den Vorteil habe ich bei der ganzen Sache, dass die Erlaubnis der Professoren in meinen Händen ist. Darüber freue ich mich. Auch vor dem Rektor fürchte ich mich nicht (Hermann sagt, ein Student fürchtet sich nie). Also, ich fürchte mich nicht, sondern ich kann frei und offen vor ihn hintreten und mich auf meine Rechte stützen. Übrigens, warum soll er nicht ebenso liebenswürdig sein wie die anderen Professoren. Ich habe bis jetzt Gutes von ihm gehört. Was sind doch diese Deutschen liebenswürdig. Ganz bezaubert bin ich. Ich wehre mich dagegen, aber es macht doch Eindruck. Ich bin ja nicht verwöhnt. Romberg, Österlen, Wollenberg gaben mir die Hand zum Abschied und wünschten mir Glück. Der gute Österlen dankte für meinen Besuch. Sie betrachteten mich und sehen alle in mir die Dame, ausgenommen Bruns und Schleich. Aber dieser letzte imponierte mir fast am meisten, er hat Grundsätze wie ein Schweizer Professor. Ich stütze mich auf Romberg und Wollenberg. Schleich sagte: Ich lasse Sie zu, wenn Sie die nötige Vorbildung haben. Dies zu prüfen ist Sache der Universität. Dies sagte er, während ich stehen musste. Nun verteidige ich mich; dazu durfte ich mich setzen. Er nahm meine Erlaubnisscheine und fragte: Sind alle Scheine gleich? Ja! Er wollte nicht recht glauben. Zufällig hatte ich den Schein von Österlen bei mir. Ich anerbot mich so dringend, die anderen Scheine auch zu bringen, dass er endlich Vertrauen fasste.- Das sind Episoden, aber ich will sie später wissen, um mir daran ein Beispiel zu nehmen, wie ungefähr man eine Angelegenheit consequent durchführt.
Wenn mich alles dies nur nicht so sehr aufregte. Man hat doch ein etwas zartes Nervensystem. Ich denke zuviel daran, beschäftige mich zu sehr damit. Nicht gerade, wenn ich lerne, sondern noch mehr, wenn ich Mussestunden habe. Nachts, wenn ich schlafen will, kommen diese Gedanken; ich kann nicht schlafen und bin am Tage nichts wert. Und ich sollte nun arbeiten und lernen. Dazu kommt das Recht, das auch meine Gedanken gefangen nimmt, noch mehr aber mich ermüdet. Ich bin froh, wenn ich einmal sicher in der Universität sitze. $
Ich durchlebe eine eigentümliche Periode. Auf einmal werde ich aus meinem stillen Heim unter Menschen versetzt. Ich muss besuche machen, wildfremde Menschen um Liebenswürdigkeiten bitten; ich lerne Menschen kennen, muss die weibliche Studentenschaft hier vertreten; von mir hängt es ab, wie man über das studierende Weib denkt. Dies letztere macht mir sehr Angst. Ich muss mir immer sagen: Zusammennehmen, bedacht sein, nicht gehen lassen, sonst wehe Dir und wehe den Studentinnen. Wo finde ich Hilfe und Stütze. Mir macht manchmal sehr Angst, die Lebensfreude und der Jugendübermut brennen durch und noch mehr, das andere, das noch in mir lebende Kind. Ich sehne mich nach geistiger Reife, allein kommt sie je? Daran zweifle ich. Manchmal meine ich , ich sei weiter , dann ein Fall und alles ist wieder beim Alten. O Tata, jetzt könnte ich Sie brauchen; jetrzt mir sagen, was ich tun und was ich lassen muss.
Ich möchte schlafen. Kommt der Schlaf wohl. Zu allen Aufregungen kommt noch hinzu, dass ich allein in der Wohnung bin. Ich werde mich doch nicht fürchten und leider ist es doch so. Etwas Schauer und der schlägt sich bei mir auf mein empfindliches Herz. Mein Epigastrium[28], ein brennender bohrender Schmerz. Es ist nur Nervosität, aber es tut so weh, viel mehr als körperlicher Schmerz. Doch tausend andere leiden noch mehr und dennoch hilft niemand und sie müssen es tragen.
Die Medizin ist immer noch ein Rästsel. Wenn ich nur die Lösung hätte. Was will die Medizin? Noch kein Professor hat es erklärt. Nur einer hat eine Antwort gegeben, die befriedigen könnte; das war ein Student, Wernke, der sagte: Wenn wir nur den Schmerz lindern oder entfernen, ist schon viel getan. Aber ich finde, der Arzt muss noch mehr. Er muss dem Patienten je nach seiner Art die Krankheit möglichst wenig fühlen lassen. Er müsste zum Beispiel der genitalleidenden Frau, die zu krank zur Arbeit, zu gesund für eine untätige Krankheitsbehandlung ist, eine leichte Arbeit in die Hand drücken, worüber sie sich selbst vergisst. Dadurch vergässe sie auch den Schmerz oder dieser liesse sich wohl mildern und die vollständige Vergessenheit durch jene Arbeit preisgeben. Der Schwerkranke müsste sich leicht krank fühlen. Es ist falsch, den Phthisiker[29] im Glauben zu lassen: Du bist gesund; er muss wissen, dasss er krank ist, sonst schont er sich nicht. Wie krank er ist, braucht er nicht zu wissen, sonst verfällt er in den allgemeinen Fehler der bewusst Kranken, sich gehen zu lassen. Aber der Kranke, der bei vollem Bewusstsein ist und doch

[28] Magengrube
[29] Schwindsüchtigen

Martin Bindschedler, Zürich

schwer und unheilbar leidet, da kann man nun mit Liebe und Energie ihm entgegenkommen. Mit Liebe, diese hilft Lasten tragen. Mit Energie, dass der Kranke nicht zu sehr an sein eigenes Leiden denkt, nicht zu viel sich von anderen bedauern und verwöhnen lässt. Im Gegenteil, dem Kranken das Herz und den Sinn öffnen, dass andere Leute auch leiden, vielleicht anders, vielleicht auch unheilbar, dass sie von nicht zu stillenden, geistigen Schmerzen gequält sind, dass sie körperlich oder geistig hungern oder leiden. So müsste man dem Kranken, der sein labiles Gleichgewicht körperlich verloren hat, ein stabiles geistiges geben. Ich glaube doch, manches in der Medizin ist falsch bisher, manches muss insofern anders kommen als man auch die Psyche nicht vergessen darf und andererseits, dass man mehr individuell den Kranken behandelt.
Nun kann ich hoffentlich schlafen. Mir selbst habe ich soviel Gutes gesagt. Gute Nacht.

18. Oktober (1905)
Ein wenig muss ich doch triumphieren, anders geht es nicht! Nicht über ein glänzend geführtes Plädoyer triumphierte ich, sondern mehr darüber, dass das andere Geschlecht vor unser einem Achtung zu kriegen bekommt. Ich habe so das Gefühl, als würden die Herren doch nicht mehr so verächtlich auf uns herabblicken, als tauche doch hie und da das Wohlwollen für die Frauensache auf. Ich bin stolz auf mich und auf die Sache. Es ist doch so, mit Energie, Mut und mit einer guten Sache kommt man durch. Aber andererseits hat man es einmal mit einem verdorben, dann fahre wohl!

Der Rektor, bei dem ich heute war, steht auf meiner Seite. Aber er kann nichts machen. Armselige Würde, die eines Rektorats. Man muss nur immer Parade stehen. Ich wünsche immatrikuliert zu werden, habe alle Rechte, aber es fehlt mir nur das eine, das ich kein Mann bin. Vorbildung und Arbeit sind vorhanden, nur eben habe ich das Unglück, dass man bei meiner Geburt rief: Ach ein Mädchen. Nun ein Unglück ist dies absolut nicht. Und ich tröste mich. Aber, halt keine Abschweifung. Ich war ja beim Rektor! Warum spricht Herr Rektor nicht ein Machtwort und sagt: Diese Dame wird immatrikuliert! Nicht einmal das kann er! Lieber ein Privatdozent als Rektor sein. Als Privatdozent weiss man, dass man auf der untersten Stufe steht und folgen muss. Als Rektor muss man sich ja nur als eine mit einigen Würden und Titeln geschmückte Puppe fühlen.

So, nun ist mein Zorn verraucht. Nun arbeiten. Nett war es doch vom Rektor, dass er mir über den Tisch herüber die Hand reichte.

Universitätsrat Bach! Was gefallen Sie mir gut. Echt deutsch. Echt Bürokrat. Nur nicht mucksen, sich ganz beherrschen, keine Miene verziehen! Haben Sie sich wohl recht geärgert, als ich zum Rektor ging und nicht mehr an Sie mich wandte. Das Wiedersehen war köstlich! Aber ich muss Ihnen doch gestehen, dass ich auf der Treppe einen Augenblick anhielt, als der Pedell sagte, Sie seien zugegen. In mir regte sich so was wei ein schlechtes Gewissen! Aber nun freue ich mich doch, Sie noch einmal gesehen zu haben. Heute habe ich Sie doch mal richtig gesehen.
Wieder eine der berühmten Entdeckungen Tübingens mehr. Ich fange bald auch zu schreiben an, wie Heyse, ich könnte es! Und die Freude hätte ich. Die Freude, so nette Menschen zu sehen, die „Herr Rat“ heissen, den rechten Arm ihres Vorgesetzten bedeuten, alles wissen, dabei zurückhaltend, bescheiden sind, sich zu beherrschen wissen, dabei zurückhaltend, bescheiden sind, sich zu beherrschen wissen, mit keinem Muskel zucken. Lieber Herr Universitätsrat Bach, ich bitte Sie um etwas, worum ich noch keinen Mann gebeten habe, um Ihre Photographie.

Sonntag, 29. Oktober 1905
Ich muss mal wieder schreiben, sonst werd ich ex. Ich weiss gar nicht, warum ich so vergnügt bin, vielleicht weil ich heute nicht an der frischen Luft war und mir so Lebenskraft aufspeicherte. Nun bin ich wahrhaftig ne Viertelstunde herumgetazt alla Tarantella, indem ich dabei mit den Fingern schnalzte. Soll ich mich denn zur Tänzerin ausbilden? Why not! Aber halt. Wenn ich nur meine überschüssige Kraft bewahren könnte für Tage, da ich im Staube liege und heule (moralisch). Himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt. Diesen Zustand gibt’s auch, ohne dass das folgende vorhanden zu sein braucht. Ich mag nicht mehr, Gute Nacht!

Nachwort
Zum Tagebuch hat Lulu nicht mehr gegriffen, ihre Krise war offensichtlich überwunden. Sie wurde immatrikuliert, und das Semester wurde ihr angerechnet. Das Schicksal hat es in Tübingen weiterhin gut mit ihr gemeint. Sie lernte geringe Zeit später Wilhelm, den Bruder ihres Schwagers Hermann, kennen, mit dem

Martin Bindschedler, Zürich

sie sich im Herbst 1907 nach bestandenem Staatsexamen verheiratete, so dass zwei deutsche Brüder zwei Zürcher Schwestern zur Frau hatten.

Wilhelm war im Mai 1907 Leiter des Nationalvereins für das liberale Deutschland, Sitz München, geworden. Dieser Nationalverein – nach heutigem Sprachgebrauch könnte man auch Volksverein sagen – hatte sich die Aufgabe gestellt, durch Schriften, Vorträge und Kurs, an denen freiberuflich Tätige, Angestellte und Arbeiter teilnahmen, liberales Gedankengut zu verbreiten, um die zahlreichen liberalen Parteien, Gruppierungen und Vereine im Reich zu unterstützen und zu einer grossen liberalen Bewegung zusammenzuschliessen. Er sah sich als Erbe des Nationalvereins von 1859 – dem Schillerjahr - , der die Erringung der nationalen Einheit Deutschlands auf sein Panier geschrieben und den Ausbau der Freiheit im Innern angestrebt hatte.

Lulu, das „Schweizerkind“, wurde in die Gedankenwelt Wilhelms eingeführt. Die deutsche Einheit war zwar inzwischen erreicht worden, ob dies nur mit oder ohne den Krieg von 1870/71 – ob konsequenter- oder bedauerlicherweise – möglich gewesen wäre, sei dahingestellt, der Freiheit im Innern ist man jedenfalls bis 1907 in Deutschland nicht näher gekommen. Im Gegenteil:

Mit den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts erreichte das Zeitalter der Technik und der Naturwissenschaften einen Höhepunkt. Es entstanden Grossbetriebe der Industrie, des Kreditgewerbes, des Verkehrs und mit ihnen neue Menschentypen: der Unternehmer, der Ingenieur, der Arbeiter und der Angestellte, im Gesetz später „Handlungsgehilfe“ genannt. Standen von den Freiheitskriegen an bis zur Revolution von 1848 Akademiker an der Spitze der Befreiungsbewegung und in dieser das kleine und mittlere Bürgertum mit der Arbeiterschaft vereint, so begann jetzt deren Isolierung, das Auseinanderrücken von bürgerlichen und proletarischem Demokratieverständnis. Die soziale Not und damit der aufkommende Materialismus liess die Arbeiter nicht an den Siegen Bismarcks und an der Reichsgründung nachhaltig teilnehmen.

So wurden auch die Frauen, die seit dem Mittelalter im Arbeitsablauf der bäuerlichen und handwerklichen Betriebe verwoben waren, die in der Grossfamilie den Sozialstatus den Alten, Schwachen, Kranken, aber auch den Gesellen und dem Gesinde gegenüber nie vernachlässigten, im arbeitsteiligen Industriestaat abgedrängt. Da die meisten Männer, Arbeiter und Angestellte, ihre unselbstständige Arbeit ausser Hauses leisteten, ware ihre Ehefrauen in die Rolle der Hausfrau kleiner Vorstadt- und Siedlungswohnungen isoliert und zu oft hilflos sich verstrickender Abhängigkeiten sozialer, juristischer, geistiger und sexueller Art ausgesetzt.

Frauen höherer Schichten wurden in ähnlichen Abhängigkeiten gehalten. Es galt als unweiblich, sich auf einen Beruf vorzubereiten oder nach wissenschaftlicher Betätigung zu verlangen. Man glaubte dadurch Häuslichkeit und Familienleben zu gefährden. In den Höheren Töchterschulen wurden die Mädchen auf ein Leben, „voll tändelnden Halbwissens, zweifelhaften Kunstkults und überflüssiger Nadelarbeiten“ vorbereitet. Waren sie an den Mann gebracht, füllten sie ihre Tage aus mit Arbeiten in Küche und Wohnung, mit Kinderpflege und Überwachen der Dienstboten, „mit Gesellschaftgehen und Toilettemachen“[30]. Sie pflichteten über ihre Näharbeit gebeugt Männergesprächen bei, organisierten eigene Kaffeekränzchen, nahmen allenfalls dem Ehemann – bis hinauf zu den regierenden Fürstlichkeiten- gesellschaftliche Verpflichtungen ab. Die Frauen hatten keinen aktiven Anteil an den Erfindungen und Errungenschaften des 19. Jahrhunderts. Alles, was sie um sich herum sahen, hatten die Männer geschaffen. Mit diesen gab es keine Sphäre geistiger Gemeinsamkeit. Materieller Erfolg und reales Denken erfüllte das öffentliche Leben, in dem ein Bismarck sich beinahe rühmte, nie in einem Berliner Museum gewesen zu sein.

Rilke schilderte diese Situation in seinem Damenbildnis aus den achtziger Jahren.

Damenbildnis aus den achtziger Jahren
Wartend stand sie an den schwergerafften
dunklen Atlasdraperien,
die ein Aufwand falscher Leidenschaften
über ihr zu ballen schien.
---

[30] Lange Helene (1848-1930): aus der Ansprache zur Eröffnung des Realkurses 1889

Martin Bindschedler, Zürich

mit dem Heimweh und dem schwachen Planen,
wie das Leben weiter gehen soll:
anders, wirklicher, wie in Romanen,
hingerissen und verhängnisvoll,-
dass man etwas erst in die Schatullen
legen dürfte, um sich im Geruch
von Erinnerungen einzulullen:
das man endlich in dem Tagebuch

einen Anfang fände, der nicht schon
unterm Schreiben sinnlos wird und Lüge--

Das Bild der historischen Umwelt dieser Zeit wäre unvollständig, wenn man Helene Lange nicht erwähnte, deren Leben den direkten Bezug zum deutschen Idealismus dokumentiert.

Im Revolutionsjahr 1848 geboren, hatte sie als Kind an der Wand hinter ihrem Bett die Bilder der Freiheitskämpfer Theodor Körner und Garibaldi hängen, mit schwarz-rot-goldenen Bändern geschmückt. In der kleinen Familienbibliothek der elelterlichen Wohnstube waren Schillers Schriften der geistige Mittelpunkt. Schillers Jahrhundertfeier 1859 erlebte die Elfjährige als ein reines Volksfest, in dem Vaterland, Freiheit und Stammesgefühl zusammenflossen. Schiller war es ja auch, der durch die Jahrzehnte hindurch im deutschen Volk die Revolution 1848 geistig entzündete[31]. Einigkeit und Recht und Freiheit, noch nicht politischer Triumph der Nationalhymne geworden, war eine Forderung des g a n z e n Volkes an seine Fürsten und an den Adel.

Früh verwaist kam sie als 16-jährige in ein württembergisches Pfarrhaus und erkannte die unüberwindliche Trennung zwischen der akademischen Männerwelt und den auf die Hausarbeit verwiesenen Frau und Mädchen, der sich auch die kluge, feinsinnige und selbstlose Pfarrerin unterwarf. „Wie könnt Ihr Euch das nur gefallen lassen!“ war oft ihre empörte Frage. Ihre kritische Natur und ihr frühes Bedürfnis nach geistiger Klarheit und Logik gestatteten es ihr nicht lange, bei der tiefen persönlichen Frömmigkeit der von ihr sehr verehrten Pfarrfrau zu verharren. Doch was die Männer dem nach damaligen Begriffen halben Kind an religiöser und philosophischer Problematik zutrauten und was sie herzugeben für gut fanden, war nicht eben viel. Mag ihre ungewöhnliche rassische Schönheit dazu beigetragen haben, Helene erzwang sich von ihnen, dass ihre Fragen ernst genommen wurden, dass man ihr half angesichts ihres heiligen Ernstes, der Schärfe ihres Denkens und der Genauigkeit ihres autodidaktischen Wissens. Im Rückblick war dies für Helene Lange die Geburtsstunde der Frauenbewegung, ein rein geistiger Vorgang, der sich über gesellschaftliche Ordnung und Konvention hinwegsetzt und zunächst noch nicht den Beruf, sondern den Anteil am geistigen Leben beansprucht[32].

Aufgrund eines Verbots ihres Vormunds konnte sie ihren Wunsch, Lehrerin zu werden, erst nach ihrer Volljährigkeit erfüllen. Im Jahre 1871 kam sie nach Berlin mit dem Gefühl, sich an den Zukunftsaufgaben eines starken und mächtig aufstrebenden Volkes zu beteiligen. Im Lehrerinnenseminar beschäftigte sie die an den Naturwissenschaften sich neu orientierende Psychologie und die durch die neue Lebensordnung aufgeworfenen sittlichen Probleme der Frau. Hierin erblickte sie, bewusst oder unbewusst, eine neue geistige Formung sowohl ihrer selbst als auch später nach bestandener Lehrerinnenprüfung eine pädagogische Aufgabe ihren Schülerinnen gegenüber. Sie erkannte früh, dass den Frauen im Staat soziale Aufgaben zukommen werden, und dass sie darüber hinaus dem Machtgedanken gegenüberstellen müssen. Wenn sie aber die Gegenwart begreifen und mitgestalten sollen, dann müssen sie geistig geschult sein, wenn nicht auf dieselbe Art, so doch im gleichen Grad wir die Männer.

Lulu hat schon als Studentin in den letzten Zürcher Semestern Aktivitäten gezeigt: so hielt sie u.a. Vorträge gegen den Alkoholismus, der damals in der Schweiz in der Arbeiterschaft grassierte. Sie wurde Abstinenzlerin und hat bis zur ihrem Lebensende dem Alkohol entsagt. Ihren Beruf als Ärztin hat sie nicht ausgeübt, aber ihren Mann bei seinen politischen und wissenschaftlichen Tätigkeiten beraten und

[31] Bäumer Gertrud (1873-1954) in: Bildnis der Liebenden – Gestalt und Wandel der Frau, Wunderlich, Tübingen 1958 (Das Schicksal bedeutender Frauengestalten – von Heloise und Vittoria Colonna bis zu Lou Andreas-Salomé und Eleonora Duse)
[32] Bäumer Gertrud (1873-1954) in: Bildnis der Liebenden – Gestalt und Wandel der Frau, Wunderlich, Tübingen 1958 (Das Schicksal bedeutender Frauengestalten – von Heloise und Vittoria Colonna bis zu Lou Andreas-Salomé und Eleonora Duse)

Martin Bindschedler, Zürich

unterstützt. Nach Wilhelms frühem Kriegstod 1916 hat sie ihre drei Söhne in seinem Geiste zu aufrichtigen und ihrer Zeit verpflichteten Männern erzogen.

Martin Bindschedler, Zürich